Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus monatlich 60 Pfg. Bei der Geschäftsstelle abgeholt monatlich 50 Pfg. u. wöchentlich 10 Pfg. Bei der Post bestellt und selbst abgeholt vierteljährlich 1.80 Mk., monatlich 60 Pfg. Durch den Briefträger frei ins Haus vierteljährlich 2.22 Mk., monatlich 74 Pfg. Erscheint täglich in den Mittagsstunden, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen. Unsere Zeitungsausträger und Ausgabestellen, sowie alle Postanstalten und Briefträger nehmen Bestellungen entgegen.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4—5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Auerzgebirge. Fernsprecher 53. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Insertionspreis: Die sechsgespaltene Korpuszeile oder deren Raum für Inserate aus Stadt und den Ortschaften der Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 12 Pfg., sonst 15 Pfg. Reklamezeile 30 Pfg. Bei größeren Abschlüssen entsprechender Rabatt. Annahme von Anzeigen bis spätestens 9 Uhr vormittags. Für Fehler im Satz aber in der Erscheinungsweise kann Gewähr nicht geleistet werden, wenn die Aufgabe des Inserates durch Fernsprecher erfolgt oder das Manuskript nicht deutlich lesbar ist.

Nr. 29. Donnerstag, 5. Februar 1914. 9. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 8 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Staatssekretär von Jagow und Staatssekretär von Tirpitz bezeichneten unser Verhältnis zu England als recht gut.

•

Die Reichsbank hat den Diskont von 6½ auf vier Prozent und den Lombardzinsfuß von 5½ auf fünf Prozent herabgesetzt.

•

Ein Automobil überfuhr die beiden Reichstagsabgeordneten Pütz und Hebel, beides Mitglieder der Zentrumspartei und verletzte sie schwer.*)

•

Preußen erhöht die jüngste Emission vierprozentiger Schatzanweisungen um weitere 200 Millionen Mark.

•

Der Massenmörder Wagner von Mühlhausen ist für unheilbar geisteskrank erklärt und außer Verfolgung gesetzt worden.*)

•

In der Budgetkommission der französischen Kammer wurde der Bau von drei Groß-Schlachtschiffen beschlossen.

•

Minister Grey besprach eingehend die eventuellen Rüstungseinschränkungen, und betonte, daß England vorläufig einen abwartenden Standpunkt einnehmen solle.

*) Näheres siehe an anderer Stelle

Die Wolken am Orienthimmel.

In Südalbanien haben, wie oben berichtet wird, die Kanonen geknallt. Aber nicht, um das Begrüßungsschießen zur bevorstehenden Ankunft König Wilhelms einzuüben. Es hat vielmehr ein ernstliches Gefecht zwischen griechischen Regulären und Albaniern stattgefunden, das die Griechen mit ihrer Artillerie schnell zu ihren Gunsten entschieden haben. Die Albanier sollen die Angreifer gewesen sein. Möglich, wenn auch Meldungen nicht dadurch Wahrheiten werden, daß eine griechische Regierung sie verbreitet. Wie ungern die Hellenen das Stück Südalbanien wieder herausgeben, das sie noch nördlich von Jannina sich aneignen wollten, erhellt wieder aus der abermaligen Fristverlängerung, die sie sich für die Räumung haben bewilligen lassen. Bisher hieß es, daß ihr Abzug mit dem 1. Februar gregorianischer Zählung beginnen sollte: jetzt soll er den ganzen März ausfüllen — hoffentlich nicht gar noch julianischen Stils! Und der Wieder ist immer noch nicht abgereist! Sein Konak in Durazzo, das also nun endgiltig als einstweilige Hauptstadt gewählt ist, scheint fertiggestellt zu sein. Die Deputation, die ihm die Krone anbieten wird, soll ja nun Essad Pascha nach Potsdam führen. Hoffentlich werden Maler bereitgehalten, die historische Szene im Bilde zu fixieren. Am liebsten säße es doch wohl Essad, wenn der andere die dargebotene Herrscherkrone ihm, als dem Würdigeren u. Geeigneteren, zurückgeben würde. In der Atmosphäre von Potsdam-Berlin liegt ja noch so eine Erinnerung von abgelehnten Kronen, die die Abordnung einer Volksvertretung geboten hatte! Daß Essad Paschas Rolle noch lange nicht ausgespielt ist, spürt wohl jeder. Umsonst hat er sich nicht so eifrig darum bemüht, daß der Konak statt nach Valona nach Durazzo gekommen ist. An dem Bau soll er sich so lebhaft interessiert haben, als wenn es — sein eigenes Haus werden sollte. Und wer weiß! Aber mag später kommen, was da will: zunächst bekommt er erst einmal den Prinzen in Durazzo unter seine persönliche Aufsicht und entzieht ihn den Einflüssen der Männer von Valona.

Auf allzu sicherem Fundamente sind nun freilich solche Stellungen nicht aufgebaut. Hoffentlich hat Wilhelm von Wied ein paar leidlich scharfblickende Augen und läßt sich nicht durch den Mann, der ihn als Ratgeber mit Beschlag belegen möchte, zur Duldung der Teufeleien dieses Ränkeschmieds verführen, wohl gar zu ihrer Unterstützung Ismail Kemals und des alten Prenk Bib Doda, der soeben in Valona eingetroffen ist, sind gewiß auch keine Catone von bürgerlicher Tugend. Aber sie etwa gelegentlich bloß auf Essadsche Verdächtigungen hin als angebliche Verschwörer und Verräter bestrafen zu wollen — jene geistige Epidemie, die überall Verschwörungen wittert, eine der größten Kalamitäten, die über ein Volk kommen können, ist ja schon in Albanien ausgebrochen — würde nur Essad von Nebenbuhlern befreien, eine tiefe Kluft aber zwischen dem Volke und seinem neuen Könige auftun, wahrscheinlich auch die Blutrache gegen ihn heraufbeschwören. Daß er sich nicht dazu hergeben wird, das Todesurteil gegen Bekir Aga vollstrecken zu lassen, ist anzunehmen. Vielleicht liegt in diesem Falle die Begnadigung auch schon in Essads Sinne. Ferdinand von Coburg hat jenen Stambulow zu rechter Zeit abzuschütteln verstanden, als seine fürstliche Souveränität das Vertrauensverhältnis zu dem Manne, der ihn ins Land gerufen hatte, als drückend zu empfinden begann. Und doch war bei Stambulow der Patriotismus gewiß größer als der persönliche Ehrgeiz. Und die Gegner, die er am Leben gestraft hatte, waren der Verschwörung tatsächlich überwiesen, zum Teile waren sie auch Rußlands erkaufte Kreaturen. Auf Essad lastet der schimpfliche Verdacht, seinen Vorgesetzten, den Kommandanten von Skutari, Riza, meuchlerisch ermordet zu haben. Und neben dem Tanzen auf dem albanischen Vulkan, der jeden Augenblick den ganzen Westen der Balkan-Halbinsel wieder in Brand stecken kann, die Sorge um den heraufziehenden Krieg in ihrem Osten! Die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland, hat nicht viel zu besagen. Auch 1877 war eben zwischen Türken und Serben ein sogenannter Friede geschlossen, als der russisch-türkische Krieg ausbrach. Bedenklich wäre, wenn es sich wirklich bestätigte, daß tatsächlich schon türkische Truppen bei Gümüldschina stehen, also gar nicht feierlich um ein Durchzugsrecht zum Zuge gegen Griechenland mehr nachzusuchen brauchten. Und in Petersburg arbeitet man an einem zweiten Balkanbunde, der Rumänien einbegreifen soll, gegen Bulgarien, Türkei und — einen Dritten! Graf Tiszas jüngste Rede, daß Ungarn Rumänien nicht nachlaufe, führt eine Sprache, die unter normalen Verhältnissen aus der diplomatischen Etiquette verbannt ist.

Das Recht der Mütter.

(Von unserem Berliner ☞ Mitarbeiter).

Der oberste Gerichtshof in Oesterreich hat kürzlich eine vielbeachtete Entscheidung getroffen. Ein uneheliches Kind war von seiner natürlichen Mutter einer kinderlosen Frau in Pflege gegeben worden. Neun Jahre lang kümmerte die Mutter sich dann nicht weiter um ihr Kind, und dieses gewann die Pflegemutter so lieb, wie nur je ein Kind seine rechte Mutter lieben kann. Da meldet sich eines Tages die Mutter wieder und klagt auf Herausgabe des Kindes. Die Gerichte sprechen es ihr auch kraft der geltenden Gesetzesparagraphen zu, und die letzte Instanz, der oberste Gerichtshof, ist schon im Begriff, dem Recht seinen Lauf zu lassen, als eine unerwartete Wendung eintritt: das weinende verzweifelte Kind will nicht von seiner geliebten Pflegemutter lassen und muß mit Gewalt von ihr losgerissen und auf eine Tragbahre geschnallt werden, um zu seiner rechten Mutter transportiert zu werden. Das ist aber nun doch ein Anblick, der gar zu deutlich illustriert, was das alte römische Sprichwort schon wußte: summum jus, summa injuria! Pedantische Buchstabengerechtigkeit wird zum schreiendsten Unrecht. Und diesem menschlichen Eindruck gaben dann glücklicherweise in letzter Stunde auch die Richter noch nach und bestimmten, daß das Kind im Interesse seines leiblichen wie moralischen Gedeihens bei der Pflegemutter verbleiben dürfe. Niemand, der ein Herz hat, wird sich der Freude über das salomonische Urteil enthalten können. Und da ähnliche Fälle oft genug die Gerichte beschäftigen, da der Kampf zwischen der natürlichen und der erwählten Mutter sich gar nicht so selten abspielt, verdient der österreichische Fall als Präzedenzfall im moralischen Sinne allgemein beachtet zu werden. Seine Entscheidung entspricht gewiß dem allgemeinen Rechtsempfinden, mögen auch

Beinahe.

Skizze von **Adolf Stark.**

(Nachdruck verboten.)

Es war durchaus kein komplizierter Kriminalfall. Ein Kaufmann, ein sympathischer, liebenswürdiger, gebildeter Mensch, hatte seinen Nebenbuhler ermordet, aus Eifersucht, wie der Staatsanwalt betonte. Der Verteidiger konnte nur auf mildernde Umstände plädieren, und er tat es mit der Routine eines gewiegten Advokaten, aber ohne besonderen Eifer. Als er geendigt hatte, erhob sich der Angeklagte. Seine Blicke schweiften über die Geschworenenbank, über die zwölf Männer hin, an deren Wahrspruch sein Schicksal hing, und er sagte langsam, mehr für sich selbst, als für die andern: Ich habe es nicht aus Eifersucht getan, sondern aus Liebe, aus Liebe zu ihr! Wer nie so wahnsinnig geliebt hat, daß ihm alles Denken und Wollen, alles Gefühl für Recht und Unrecht in nichts zerstob, der kann mein Tun nicht verstehen. Nur der darf mich richten, der diese Probe mitgemacht und überstanden hat, die Probe, die für mich zu schwer war.

Da geschah etwas Unerwartetes. Einer der Geschworenen, ein vornehm aussehender, schlanker Mann in den Vierzigern, stand von seinem Sitze auf und rief dem Vorsitzenden zu: Ich darf über diesen Mann nicht zu Gericht sitzen. Ich darf und ich will es nicht. Ich erkläre mich für inkompetent! Unter allgemeiner Unruhe und Erregung unterbrach der Vorsitzende die Verhandlung. Im Beratungssaal versammelten sich die Richter, da trat auch schon der Redner von vorhin ein. Alle kannten ihn, den Gutsbesitzer Herrn v. L., eine allgemein geachtete und beliebte Persönlichkeit, die weit und breit den Ruf eines untadeligen Ehrenmannes genoß. Schweigend winkte ihm der Vorsitzende zu, daß er Platz nehme, und Herr v. L. begann, ohne eine Aufforderung abzuwarten: Ich bin Ihnen eine Erklärung für mein sonderbares Handeln schuldig. Ich will vor Ihnen eine Beichte ablegen; das soll zugleich meine Sühne sein für eine Gedankensünde, die seit mehr als 15 Jahren mein Gewissen bedrückt und mir die Lebensfreude raubt. Uebrigens, das Wort Gedankensünde ist zu schwach. Es war mehr; nur einem Zufall, nur einem leicht hingeworfenen Wort habe ich es zu verdanken, daß ich kein Mörder geworden bin, daß ich von mir sagen kann: beinahe hätte ich einen Menschen getötet. Gottlob nur beinahe.

Sie hieß Ethel und war eine Amerikanerin, keine reiche Milliardärstochter, sondern eine arme Erzieherin, die nichts ihr eigen nannte, als ihre Schönheit. Damals, als ich sie kennen lernte, war sie nicht mehr das arme Mädchen; sie war eine reiche Frau, reich allerdings nur nach den bescheidenen europäischen Maßen gemessen. Herr K., ein Gutsbesitzer, hatte das schöne Mädchen in einem Badeort kennen gelernt, wo sie als Erzieherin mit ihrer Herrschaft weilte, und hatte sie geheiratet. K. war das, was wir einen Krautjunker nennen. Sein Interesse ging ganz in der Landwirtschaft auf. Höchstens, daß er in den freien Stunden einmal das Gewehr über den Rücken warf und auf die Jagd ging. Das war seine ganze Erholung. Von den Freuden der Großstadt wußte er nichts und sehnte sich nicht danach. Ethel liebte er mit jener ruhigen, tiefen, starken Liebe, deren solche Naturen fähig sind, die aber die Frauen kaum zu erfassen und nie zu schätzen wissen. K. war ein Freund meines Vaters und alljährlich brachte ich im Herbst zur Jagdzeit einige Wochen bei ihm zu. Ich war 26 Jahre, als ich bei meinem üblichen Jagdbesuch Ethel als Hausfrau auf dem Gute fand. Nach acht Tagen war ich bis zum Wahnsinn in sie verliebt. Ich will Ihnen meinen Zustand nicht schildern, ich könnte es auch nicht. Der Mann vorhin hat ihn mit wenigen Worten wiedergegeben: ein Zustand, bei dem alles Denken und Wollen, alles Gefühl für Recht und Unrecht in nichts zerstiebt. Nur ein Wunsch lebte noch in mir: Ethel zu besitzen. Sie liebte mich wieder. Wenigstens sagte sie es, und ich glaubte es damals. Ich war blind für die Wirklichkeit, ich merkte nicht, daß ich nur eine Puppe war in den Händen dieses Weibes, nur ein Werkzeug dieses blonden Teufels, der in Wirklichkeit nur eines liebte: das Gold. Ich machte ihr den Vorschlag, mit mir zu fliehen. Sie schüttelte das Haupt: Unmöglich, lieber Freund! Karl wird mich nie freigeben, und Ihre Geliebte werde ich nie sein. Ihre nicht und auch keines anderen Mannes Geliebte. Ja, wenn ich Ihr Weib sein könnte, Ihr eheliches Weib. Aber das ist nicht möglich. Karl wird mich nie freigeben!

So träufelte sie Gift in mein Hirn. Ich weiß es nicht mehr genau, hat sie mir den Plan eingegeben, oder entstand er von selbst als höllische Ausgeburt meiner schlaflosen Nächte. Ich weiß nicht, wer zuerst das Wort ausgesprochen. Wenn er tot wäre, wäre alles gut. Aber als es einmal ausgesprochen war, ließ es uns nicht mehr los. Immer wieder tauchte es auf in unseren Gesprächen. Wie ein Wirbel war es, wie ein Maelstrom, der langsam in weitem Bogen, aber sicher und unentrinnbar alles zu sich heranzieht, und unrettbar verschlingt. Ich wollte mit K. einen Streit vom Zaune brechen, wollte ihn tätlich beleidigen und dann im Duell töten. Ich bin ein guter Schütze und war meiner Sache sicher. Aber sie wollte von dem Plan nichts hören. Sie warf sich mir an den Hals, küßte mich und schwor, sie würde es nicht überleben, wenn sie mich in Gefahr wüßte. Ich nahm für echte Leidenschaft, was nur meisterhaftes Spiel war. Auch wandte sie ein, daß eine Ehe zwischen uns beiden unmöglich sei, wenn ich ihren Mann erschossen hätte. Wenn schon, dann müßte es wie ein Unfall aussehen, ein Unfall, an dem keiner schuld sei. Mein Gehirn verarbeitete diesen Gedanken. Von jetzt an belauerte ich den nichts ahnenden Freund, bereit, den Zufall herbeizurufen, bereit, ihn künstlich zu schaffen, wenn er nicht kommen sollte. Ich dachte daran, ihn mit dem eigenen Gewehr zu erschießen. Man würde an einen Jagdunfall glauben. Da bot mir der Teufel eine bessere Gelegenheit. Seit in meiner Seele Mordpläne wucherten,

SLUB
Wir führen Wissen.